



LEBENSLAGEN  
VON  
BERND PHILIPP

## Ich bin für die Talkshow ohne Moderator

Man muss unser Fernsehen auch mal loben. Talkshows zum Beispiel sind derzeit der Renner. Und eine Begegnungsstätte der besonderen Art. Maybrit Illner und Telekom-Chef René Obermann sind sich in einer Talkshow näher gekommen. Es gibt da dieses wunderbare Foto: Maybrit Illner schaut als Gastgeberin ihrer ZDF-Talkshow ihren Gast René Obermann an – und jeder sieht: Da hat es gefunkt. Da hat es „zoom“ gemacht. Augen lügen nicht.

Jetzt sind sie ein Paar. Ein Traumpaar. Ein Hauptstadt-Paar. Premium-Turteltauben. Berlin hat ein Herbst-Märchen.

Maybrit. Das ist ein Name. Ich kenne eine Gisela, eine Brigitte, eine Christine, eine Margit, eine Ulrike, eine Heidi, eine Sarah, eine Natalie (nicht die, die mit Gilbert Bécaud auf dem Roten Platz rumgemacht hat!) und eine Susi (super!). Aber ich habe noch nie eine Maybrit kennengelernt. René Obermann, lese ich, ist sehr charmant. Er hält Frauen die Tür auf und hilft ihnen in den Mantel. Ich habe schon tausend Frauen und mehr die Tür aufgehalten und in den Mantel geholfen – aber es war nicht eine dabei, die deswegen für mich ihren Mann verlassen hätte. Woran mag das liegen? Etwa an Macht und Geld? Nein, das glaube ich nicht. Ich denke, Maybrit und René haben sich nicht gesucht, aber doch gefunden. Das finde ich schön. Das Leben ist bekanntlich eine Wundertüte. Man greift da rein – und manchmal hat man Glück.

Apropos Talkshows: Hübsch finde ich die neue Variante, dass einfach einer geht. Ist irgendwie locker, so eine Art Mitmachrunde, wo denn einer aufsteht und sagt: „Sorry, ich geh dann mal.“ Spontan-TV. Johannes B. Kerner hat erst vor kurzem Eva Herman rausgekegelt, wobei meiner Meinung nach der Gastgeber wesentlich peinlicher war als der Gast, den er rausgeschmissen hat. Bei Sandra Maischberger ist der Wissenschafts-Journalist Bublath freiwillig gegangen, weil er Nina Hagen nicht mehr ertragen konnte. Hab ich auch nicht verstanden. Da ist nun schon mal eine Außerirdische in der Runde – und der Wissenschaftler haut ab.

Vorstellen könnte ich mir, dass vielleicht mal alle Talkshowgäste wegrennen. Dann bliebe nur der Talkmaster übrig. Der könnte dann ein bisschen aus seinem Leben erzählen, wäre ja vielleicht auch nicht uninteressant.

Eine weitere Variante: Der Gastgeber haut ab und sagt: „Mit diesen Nullnummern hier will ich nichts mehr zu tun haben!“ Das würde in die Fernsehgeschichte eingehen.

Dass Leute aus Talkshows gehen, ist übrigens nicht ganz neu. Roland Kaiser hat sich mal auf und davon gemacht. Und Inge Meysel, als Karl Dall sie fragte: „Sag mal, Inge, wenn du noch mal auf die Welt kämst, würdest du wieder alles falsch machen?“

Eigentlich müsste man mal eine Talkshow ohne Talkmaster machen. Man braucht eigentlich niemanden, der „Guten Abend“ sagt und „Danke, dass Sie zugeschaut haben“. Die Gäste müssten sich selbst durchsetzen. Das Publikum könnte den Sieger bestimmen. Der wäre vermutlich immer Gregor Gysi, weil der ohne was mitzuteilen immer viel zu sagen hat. Ein verbaler Wiederho(h)lungs-Bläher. Michael Glos hätte es schwerer, er kommt ja sprachlich wie gedanklich nur schwer in die Gänge.

Claudia Roth, die Betroffenheits-Sprecherin der Grünen, würde sich vermutlich auch gut behaupten. Es gibt immer irgendeine Molch-Art, die vom Aussterben bedroht ist und die Stirn von Claudi in eine tiefe Sorgenfalten-Landschaft verwandelt. Tja, wir Fernsehzuschauer können uns noch auf einiges gefasst machen.

E-Mail: bernd.philipp@morgenpost.de

# Wer die Kunst nach Berlin holt

In den Galerien herrscht Hochstimmung. Derzeit gibt es schon mehr als 400. Wer steckt dahinter? Und warum?



Galerist Kristian Jarmuschek hinter dem Hamburger Bahnhof, wo der Kunst-Campus entstehen soll



Galerist und Kurator Daniel Marzona in der Galerie „Konrad Fischer“ in der Lindenstrasse 35 vor einer Holz-Installation des Künstlers Carl Andre

VON JESSICA SCHULTE AM HÜLSE

Die Schritte von Anna Jill Jonasson hallen durch ihre Galerie in der Kochstrasse 60. Die schmiedeeiserne Tür öffnet sich mit einem Summen. „Hallo, schön, dass Sie da sind“, sagt die 38-jährige Galeristin, die die Tochter des Malerfürsten Markus Lüpertz ist und mit ihrem Bruder die Galerie „Julius Werner“ an der Kochstraße in Kreuzberg betreibt.

In zwei Wochen wird Markus Lüpertz dort ausstellen. Zwei Assistentinnen sitzen in der Galerie an ihren Computern, schreiben und telefonieren ununterbrochen. Man spürt freudige Erwartung. Erst vor einem Jahr eröffnete die Galerie ihre Ausstellungsräume. Und Anna Jill Jonasson ist mit ihrem Bruder in guter Gesellschaft. Rund um den ansonsten eher tristen Checkpoint Charlie siedelten sich in den beiden vergangenen Jahren mehr als zwei Dutzend Galerien an. „Hier ist ein neues Kunst-Quartier entstanden“, sagt Jonasson.

Unter den Ausstellern sind so bekannte Namen wie Jablonka und Crone, die teilweise schon seit Jahrzehnten in Köln oder Hamburg ihrem Geschäft mit der Kunst nachgingen, als auch eher unbekanntere kleine Aussteller. Auch Aeneas Bastian, ein weiterer Junggalerist mit sehr prominentem Vater zeigt in der Nachbarschaft von Jonasson, am ehemaligen Grenzübergang, in seiner Galerie „upstairs“ Kunst. Er ist der Sohn des bekannten deutschen Sammlers Heiner Bastian.

Aeneas Bastian dürfte es als junger Sammler relativ leicht haben, kommt er doch aus einem wohlhabenden Haus, das über beste Kontakte verfügt. Schließlich war der alte Bastian einst Sekretär von Joseph Beuys und leitete später die Ausstellung Marx am Hamburger Bahnhof als Kurator.

Die Mehrzahl der jungen Künstler in Berlin verfügt nicht über solche Vorteile. Sie müssen ganz von vorne anfangen, sich oft zusammentun, um sich Ausstel-



Galeristin Anna Jill Jonasson in den großzügigen Räumen ihrer Galerie „Julius Werner“ in der Kochstrasse 60 in Kreuzberg. Sie posiert vor einer Stoffarbeit des englischen Künstlers Keith Coventry



Elisabeth Schwarz mit Tochter Rosa in ihren Ausstellungs- und Arbeitsräumen am Mariannenplatz

lungsräume leisten zu können. In Berlin etablierte sich hierdurch das Modell Unternehmerrgalerien oder Künstlerhäuser, eine Zusammenballung junger, aber meist noch unbekannter Kreativer.

Mit den Künstlerhäusern entstand in den vergangenen zwei Jahren rund um die Rosenthaler Straße ein eigenes Viertel mit mittlerweile um die 20 Ausstellungsräumen. „Ohne die vielen billigen Räume in dieser Gegend hätte ich es nicht geschafft“, sagt Igor Paasch, der an der Brunnenstraße unlängst seine Kunst zeigte – riesige Drucke von Kreditkarten mit Amex- oder Mastercard-Symbol, garniert mit unan-

ständigen Sprüchen. „Wenn man so die ersten zwei bis drei Jahre bei Plus minus Null überlebt, ist das schon ein Erfolg“, sagt Kunstexperte Nina Geries.

In ihrer Kunst lassen sich die neuen, jungen Wilden dennoch nicht beeinflussen. Von isländischen Installationen über englische Stoffbilder bis hin zu japanischen Lithographien gibt die Kunstszene Berlins so ziemlich alles her.

Etwa 400 Galerien und 5500 Bildende Künstler gibt es in der Stadt, hinzukommen 200 Museen und Ausstellungshallen in teils privater Trägerschaft. „Die Anzahl der Unternehmen im Kunstmarkt ist von

2004 bis 2005 um 7,9 Prozent gewachsen. Der Umsatz hat sich im selben Zeitraum um 5,9 Prozent gesteigert“, sagt Petra Schwarz von der Senatswirtschaftsverwaltung.

Die weniger betuchten Newcomer der Kunstszene bevorzugen vor allem die günstigen Quartiere, die sich über die ganze Stadt verteilen (siehe Kasten). Oftmals offen stehende, leeren Industriebauten, etwa in Oberschöneweide. Aber dort ziehen eben auch schon etablierte Aussteller wieder hin.

Ein Beispiel dafür liefern die Schauhallen Berlin am Spreerfer. In sie zieht die Sammlung Goetz. Ein ähnliches Projekt, der im Bau befindliche Kunst-Campus hinter dem Hamburger Bahnhof, er soll ab März 2008 rund sechzehn Galerien sein.

Aber es gibt auch die weniger spektakulären Projekte wie etwa in Neukölln an der Pflügerstrasse, wo sich eine kleine Galerien-Meile etabliert hat. Zwischen Dönerbuden und türkischen Gemüsehändlern sieht man Werke junger Künstler.

„In Kreuzberg und Neukölln passiert zurzeit viel, weil es dort eben auch noch günstig ist“, sagt Carsten Bäumer vom Landesverband der Galerien. Dies war auch der Grund für Elisabeth Schwarz, ihr Atelier samt Galerie am Mariannenplatz gegenüber vom Kunsthaus Bethanien zu eröffnen. Sie habe dort „wunderschöne Räume zu erschwinglichen Preisen“ bekommen, so die 39-Jährige. Erst vor drei Monaten eröffnete sie und ist jetzt schon begeistert von der Resonanz. „Sowohl Berliner, als auch Touristen interessieren sich immer mehr für die kleinen und großen Galerien abseits der etablierten Trampelpfade“.

Berlin habe sich in den letzten zehn Jahren zu dem Produktionsort für zeitgenössische Kunst mit der höchsten Dichte an Künstlern und neben New York auch der höchsten Galeriedichte entwickelt“, weiß Petra Schwarz. 50 Schauräume seien allein seit 2005 neu gegründet worden. Die Tendenz ist steigend.

Die Zeit der Guerilla-Galeristen, die in verfallenen Hinterhöfen und alten Industrielofts nach der Wende angingen, Ausstellungen zu organisieren, ist sicherlich vorbei. Die Pionierarbeit ist geleistet. „Aber man kann in Berlin immer noch Neues aufbauen. Es gibt Platz für Experimente, und es ist wahnsinnig viel Bewegung in der Szene“, sagt Anna Jill Jonasson.

„Berlin entwickelt eine enorme Sogwirkung für Künstler aus aller Welt“, sagt Natascha Kompatzki vom Tourismusverband. Schon heute sei Berlin ein Seismograph für Trends und innovative Kunst.

Eine Adresse in der Hauptstadt besitzt inzwischen auch die renommierte Düsseldorfer Galerie Konrad Fischer. „Wir können hier unseren Künstlern ein größeres Forum als im Rheinland bieten“, erklärt Kurator Daniel Marzona. Zurzeit kämen eindeutig mehr Besucher in die Ausstellungsräume in Berlin, als in die Düsseldorfer Fischer-Dependance. „Nur durch die Berliner Sammler könnten wir allerdings noch nicht überleben“, sagt Marzona. Es seien vor allem europäische und amerikanische Sammler, die Geld in Kunst aus Berlin investieren.

Dass die potenziellen Käufer nicht unbedingt aus Berlin kommen, hat auch Galeristin Jonasson erfahren. „Weil es in Berlin wenig Industrie ansässig ist, gibt es hier nicht das Geld für Kunst, das es zum Beispiel im Rheinland gibt“, sagt Frau Jonasson. Dafür sei allerdings das generelle Interesse an Kunst an der Spree sehr viel höher als am Rhein. „In Köln kamen zu den Vernissagen oft zwar viele etablierte Sammler und Käufer, dafür war es aber auch langweiliger. Die Mischung des Publikums erzeugt in Berlin eine ganz eigene Dynamik.“ Nämlich die Mischung aus Etabliertem und Neuem. Sie ist ein wichtiger Antriebsmotor der Berliner Kreativwirtschaft.

Galerist Kristian Jarmuschek, der den Kunstcampus am Hamburger Bahnhof mit aufbaut, setzt noch eins drauf. Man könne es sich gar nicht mehr erlauben, nicht hier zu sein. „Wir zeigen, was in den nächsten Jahren angesagt ist“.

Anna Jill Jonasson erinnert sich noch, wie es früher auf den Ausstellungen ihres Vaters Markus Lüpertz in Köln zugeht. Alles sei damals am Rhein noch wilder und verrückter gewesen und die Leute, die seine Kunst schätzten, gaben den Ausstellungen immer einen ganz eigenen und spannenden Charakter.

So wie Anna Jill Jonasson es als Kind in Köln erlebte, ist es dann wahrscheinlich auch in Zwei Wochen bei „Julius Werner“, wenn Lüpertz in Berlin ausstellt.

## „Wir sind Asis, nicht elegant!“

Können Gedichte gegen Gewalt helfen? Die Jugendbuchautorin Mirijam Günter arbeitet ehrenamtlich mit jungen Häftlingen



Ihre erste Literaturwerkstatt fand in der JVA Siegburg statt, just an 11. November 2006, als drei junge Männer einen Mithäftling misshandelten, grausam töteten. Als Motiv für den Foltermord gaben die Täter in dem aufsehenerregenden Prozess im vergangenen September an: Langeweile. Sie wurden zu 15, 14 und zehn Jahren Haft verurteilt.

Können Gedichte gegen Gewalt helfen? Mirijam Günter steht in Turnschuhen und Kapuzenpulli vor fünf Mädchen, die sich auf die alten Sofas eines Aufenthaltsraums fläzen. Der Raum ist bunt bemalt mit Palmen und Delfinen wie ein Kindergarten. Nur, dass die Fenster massiv vergittert sind. Es ist ein Aufenthaltsraum im Frauentrakt der JVA Köln-Ossendorf. „Jetzt rauchen! Und dann fangen wir an“, lautet die knappe Anweisung der 34-jährigen Autorin. Die Mädchen greifen folgsam zum Tabak, drehen und schweigen. Vielleicht erkennen sie in Mirijam Günters Ge-

sicht etwas wieder: Diesen Blick, der sekundenschnell abschätzt: Angriff oder Verteidigung? Dazwischen ist nichts, kann nichts sein. Zu schnell hat man sonst eine Faust im Gesicht, ist das Opfer. Etwas in der Art strahlt die zierliche, dunkelhaarige Person da vorn im Raum aus: Dass sie hat einstecken müssen. Aber wohl auch austreten kann.

In Ossendorf sitzen manche wegen Tötungs- oder Drogendelikten ein, andere sind noch in Untersuchungshaft. „Die Stimmung ist oft angespannt“, sagt die Gefängnis-Seelsorgerin Eva Schaaf. Es gibt keine Schule, meistens hängen die Frauen in den Zellen oder auf den Gängen herum. Theoretisch könne sie im Gefängnis eine Lehre machen, sagt Daria\* (19). Sie möchte Friseurin werden, aber bloß nicht hier: „Zu viele Zickereien.“

Mirijam Günter hat eine Popcornmaschine zur Literaturwerkstatt mitgebracht, leihweise. Wenig später

löst der Duft der ploppenden Maiskörner einen Moment der Andacht aus. „Riecht wie zu Hause“, seufzt die 17-jährige Saskia\*. Eine zweite stimmt ein: „16 Monate hatte ich kein Popcorn“. Daria präzisiert die Knastversion von Zuhause: „Fehlt nur noch 'nen Joint“. Mirijam Günter hört nicht hin. „Solche Sprüche beeindruckt mich nicht“, sagt sie trocken. Es ist die letzte der vier Sitzungen, in denen ein Gedicht entstehen soll, ein gemeinsames – schwer vorstellbar. Einziges gemeinsames Merkmal der Frauen ist das Outfit der Langeweile aus Leggings und T-Shirts. Die 19-jährige Daria ist schon zum dritten Mal in Haft, sie sieht aus wie 25, ihr Lachen ist rau wie das einer 60-Jährigen. In den Händen hält sie einen Stapel eng beschriebener Blätter, die Schrift ist merkwürdig mädchenhaft. Das Gemeinschaftsgedicht wird am Ende von ihr diese Strophe enthalten:

Die Freiheit, sie wurde mir entzogen / Meine Jugend,

sie ist entfliegen / Den Mörder meiner Jugend habe ich kennen gelernt / Er hat mich entehrt.

Die Strophe wird die einzige sein, über die es keine Diskussion gibt. „Die Mädchen sitzen nicht ohne Grund im Gefängnis, aber man muss sehen, dass ihr bisheriges Leben auch ein Verbrechen an ihnen war“, sagt Mirijam Günter. Sie schildert solche Verbrechen in ihren eigenen Romanen. „Heim“ und „Ameisensiedlung“ (Verlag dtv) erzählen von Jugendlichen am Rand der Gesellschaft, von versagenden Eltern, unfähigen Erziehern. Von Kindern, die keinen anderen Ausweg mehr sehen als Kriminalität oder Suizid. Es sei nicht ihr eigenes Leben, über das sie schreibe, betont die Autorin, aber dem eigenen nicht unähnlich. Ihren Vater kennt sie nicht, mit 16 hatte sie sieben Heime erlebt und mehrere Pflegefamilien, sie galt als schwer erziehbar. Den zynischen Begriff „Heimkarriere“ verwendet sie ohne Ironie: Heute reist sie quer durch Deutschland, um aus ihren Büchern zu lesen. Die Termine sind meist ausgebucht.

Sie frage die Jugendlichen nicht nach deren Lebensgeschichten, sagt sie. „Ich muss sie nicht anstarren wie im Zoo“. Sie bietet sich viel mehr selbst als Vorbild an, mit der eigenen Vergangenheit, den eigenen Verletzungen, den widersprechenden Gefühlen umgehen zu lernen. Selbstmitleid gehört definitiv nicht dazu.

„Könntest du das bitte nicht mit so einer leidenden Stimme vorlesen“, sagt die Schriftstellerin zu Saskia. Die setzt sich gerade hin: „Wie schön das Leben doch mal war...“ Und wird sofort unterbrochen. Kann denn ein Leben schön sein, das ins Gefängnis führt? „Na ja, durch den Mist, den ich gebaut habe, konnte ich mir schon manches ermöglichen“, wägt Daria ab. Die anderen nicken. Am Ende heißt es:

Das Leben war nicht viel wert / Und trotzdem manchmal unbeschwert.

Die Frauen sind von dem Widerspruch fasziniert. Auch Mirijam Günter wirkt zufrieden. Bis sich eine Minute später die Tonlage verschärft. Es geht um einen Konjunktiv. „Das hört sich eleganter an“, findet Saskia. Daria widerspricht: „Du sitzt im Knast, wir sind Asis, nicht elegant!“ Die Schriftstellerin wirkt einen Moment generiert. „Ist mir egal, wer hier Asi ist, was ist jetzt mit dem Gedicht?“ Wieder dieser Blick. Ruhe. Und dann steht die Schlussstrophe an der Tafel:

Plötzlich wird es leise und still / Und eine Stimme sagt: Ich will! / Ich will mich drehen / Und nicht mehr auf der Böse Seite stehen.

Mirijam Günter sagt, sie wolle den Gefangenen zeigen: „Es gibt einen Weg 'raus. Sie sollen einfach mich ansehen. Literatur kann Leben retten.“ Uta Keseling  
\*Name geändert